

nimmt, ist jedenfalls bemerkenswert. Ob es ihm tatsächlich gelingt, das Stadium der „Schein-Debatten“ zu überwinden, fatale Engführungen bisheriger kirchlicher Auseinandersetzungen aufzubrechen, ist eine andere Frage. K. N.

Vertiefung

Der Papst, das Heilige Jahr 2000 und der Ablass

Die zum ersten Adventssonntag 1998 veröffentlichte Ankündigungsbulle Johannes Pauls II. für das Jubiläumsjahr 2000 ist gleich von mehreren Lieblings- bzw. Leitgedanken dieses Pontifikats geprägt. Mit dem Satz: „Jesus ist die wahre Neuheit, die jede Erwartung der Menschheit übersteigt“, verweist der Papst auf seine Antrittsenzyklika „Redemptor hominis“ über Jesus Christus als Mitte von Welt und Geschichte. Die Bulle hat einen starken *ökumenischen Akzent* („Wir bringen mit, was uns schon verbindet, und der allein auf Christus gerichtete Blick läßt uns die Einheit glauben, die Frucht des Geistes ist“); sie lädt Angehörige anderer Religionen und Nichtglaubende zur Mitfeier des Jubiläums ein.

Es überrascht auch nicht, daß Johannes Paul II. in seiner offiziellen Ankündigung des Jubiläumsjahrs 2000 an die *missionarische Aufgabe* der Kirche erinnert und die von ihm seit Jahren geforderte „Reinigung des Gedächtnisses“ angesichts der Verfehlungen der Kirche in ihrer Geschichte anspricht: „Wegen jenes Bandes, das uns im mystischen Leib miteinander vereint, tragen wir alle die Last der Irrtümer und der Schuld derer, die uns vorangegangen sind, auch wenn wir keine persönliche Verantwortung dafür haben...“.

In der Linie der Sozialverkündigung des jetzigen Papstes liegt der Hinweis der Ankündigungsbulle auf der Notwen-

digkeit einer neuen Kultur internationaler Solidarität und Zusammenarbeit, in der alle Verantwortung für ein jedem Menschen dienendes Wirtschaftsmodell übernehmen sollten. Johannes Paul II. greift auch hier zu starken Worten, wenn er von neuen und subtileren Formen der Sklaverei als denen der Vergangenheit spricht; für viele Menschen bleibe Freiheit „weiterhin ein Wort ohne Inhalt“.

Erkennbar um theologische und spirituelle Vertiefung ist der Papst bei dem Thema bemüht, das die Bulle in der Tradition der „Heiligen Jahre“ am ausführlichsten aufgreift: Es geht um den *Ablass*, den schon beim ersten „Heiligen Jahr“ im Jahr 1300 Bonifaz VIII. den Besuchern der römischen Hauptkirchen gewährte (Bulle „Antiquorum habet“, DH 868). Der Ankündigungsbulle Johannes Pauls II. sind Anweisungen der Apostolischen Pönitentiarie über die genaueren Modalitäten zur Gewinnung des Jubiläumsablasses im Heiligen Jahr 2000 beigefügt.

„Ablass ist der Nachlaß zeitlicher Strafe vor Gott für Sünden, deren Schuld schon getilgt ist“. So definiert das katholische Kirchenrecht (CIC, can. 992), und so heißt es auch in der Ankündigungsbulle des Papstes. Sie beläßt es aber nicht bei der klassischen Definition, sondern holt weiter aus, will damit um Verständnis für das aufgrund seiner Geschichte umstrittene und heute, jedenfalls in unseren Breiten, weitgehend in Vergessenheit geratene Institut werben.

Dabei sind zwei Gedanken leitend: Vergebung von Schuld im Bußsakrament schließt eine „tatsächliche Lebensänderung, einen zunehmenden innerlichen Abbau des Bösen und eine Erneuerung der eigenen Existenz“ ein; in diesen Prozeß gehört für das Papstschreiben der Ablass. Der Bekehrungsweg, so die zweite Grundaussage, ist nicht nur eine individuelle Angelegenheit, sondern vollzieht sich in der Gemeinschaft des Leibes Christi bzw. der Gemeinschaft der Heiligen: „Für die Erlangung des Ablasses beten heißt, in diese geistliche

Gemeinschaft eintreten und sich damit ganz den anderen öffnen“.

Aber diese beiden Pfeiler, die der Ablasspraxis wieder festen Grund verschaffen sollen, sind jedenfalls im westeuropäischen Katholizismus stark unterminiert. Auch die Mehrzahl der „praktizierenden“ Katholiken hierzu-lande kennt die – gar regelmäßige – sakramentale Beichte nur vom Hörensagen. Zwar ist das Bußsakrament nicht ausgestorben; aber es führt in den meisten Gemeinden eher eine Nischenexistenz. Im Kirchenbild der heutigen deutschen bzw. westeuropäischen Durchschnittskatholiken spielt auch das Eingebundensein in die Gemeinschaft der Heiligen nur eine untergeordnete Rolle. Sie verstehen oder fühlen sich kaum als Teil der „leidenden, streitenden und triumphierenden“ Kirche.

Das bedeutet aber, daß bei der Frage nach dem Ablass tiefer anzusetzen ist. In der Bußpraxis der Kirche vollzieht sich derzeit möglicherweise ein ähnlich tiefgreifender Wandel wie seinerzeit vom altkirchlichen Bußinstitut zu Tarifbuße und Privatbeichte mit anschließenden Bußwerken. Er hat mit den Veränderungen im Kirchenbild ebenso zu tun wie mit dem heutigen Umgang mit Schuld und Umkehr. Es hat keinen Zweck, vor diesem Wandel die Augen zu verschließen. Die Kirche hat hier vielmehr eine anspruchsvolle Gestaltungsaufgabe, für die es einen langen Atem braucht. U. R.

Bequemlichkeit

|| *Der „neue Mann“ ist auf halbem Wege steckengeblieben*

Neues vom „neuen Mann“? Nein, nicht wirklich! Auch die jüngst veröffentlichte, vom Wiener Pastoraltheologen Paul. M. Zulehner und dem Bochumer

Sozialwissenschaftler *Rainer Volz* gemeinsam herausgegebene Studie „Männer im Aufbruch“ hat in einem Punkt Altbekanntes über den, wie glücklich auch immer klassifizierten, neuen Mann ergeben (Schwabenverlag, Ostfildern 1998): In seinem, je nach Perspektive, Emanzipations- oder Veränderungsprozeß scheint der deutsche Mann auf halber Strecke stecken zu bleiben.

In Anspielung auf die Formel der Männerbewegung vom „halbierten Mann“ – „halbiert“, weil er sich durch seine vor allem auf die Erwerbstätigkeit zentrierte Rollenfixierung um den Großteil seiner vor allem emotionalen Anteile wie Bedürfnisse bringt – gelangt die Studie zu dem Ergebnis: Der halbierte Mann lasse sich augenscheinlich auch nur auf eine „halbierte Entwicklung“ ein. Es bleibt also noch viel Arbeit auch für die Auftraggeber dieser empirischen Studie, die Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands.

Gerade bezüglich der endlich in Politik und Gesellschaft von allen Seiten geforderten und scheinbar auch gewollten Neuaufteilung der Erwerbs- und Familienarbeit zwischen den Geschlechtern – spätestens seit dem Gemeinsamen Wirtschafts- und Sozialwort fehlt dieses Postulat auch in keiner familienpolitischen Stellungnahme der Kirchen mehr – scheint die Hoffnung der Frauen auf den neuen Mann, dessen „nachholende Entwicklung“, trügerische Illusion. Im Gegenteil, die von der Frauenbewegung so heftig angemahnte Veränderung im Bewußtsein, Identitäts- und Rollenverständnis der Männer als *conditio sine qua non* einer wirklichen Gleichberechtigung der Geschlechter scheint eher noch zu Lasten der Frauen auszufallen. Zulehners Studie konnte eine beträchtliche Gruppe der Spezies neuer Mann ausmachen. Es waren immerhin 20 Prozent, die über dessen untrügliche Merkmale verfügten: ein partnerschaftlicher Umgang mit Frauen, die Akzeptanz von Kolleginnen auch auf überge-

ordneter Ebene, die ernstgenommene Vaterrolle, der Kontakt zur eigenen und anderer Gefühlswelt. Oder umgekehrt formuliert, es ließen sich „nur“ noch 19 Prozent eindeutig der patriarchalen Kaste der „traditionellen Männer“ zuordnen – die Männer mithin, die Selbstwert und Identität ausschließlich aus ihrem Beruf gewinnen und damit Kolleginnen vor allem nicht über sich ertragen können, die emotional verschlossen mit einem Faible für autoritäre Strukturen auch ein beträchtliches Gewaltpotential aufweisen.

In manchen Lebensbereichen läßt sich also durchaus Veränderung feststellen, in anderen wiederum klebt der deutsche Mann am alten Rollenverständnis. So scheint der neue Mann beispielsweise, hat er erst Kinderwagen und Spielzeug entdeckt, unmittelbar den Putzlumpen fallen zu lassen: Mit den Kindern spielen, ja doch! Die Pflege aber überläßt er der Frau. Bei der als „schmutzig“ klassifizierten Hausarbeit, d. h. Putzen, Bügeln, Kochen, Spülen, halten sich 65 Prozent der Männer vornehm zurück. Dabei erwartet aber ein immer größerer Teil der Männer durchaus, daß auch die Frau etwas zum Familienunterhalt beiträgt.

Wenn die Gleichung stimmt, die auch Zulehner/Volz ihrer Studie zugrundegelegt haben, daß nämlich eine der nachhaltigsten Formen der Unterstützung der Frauenentwicklung die Selbstentwicklung der Männer ist, oder negativ formuliert, sich die Entwicklung der Frauen in vielen Bereichen an der Nichtentwicklung der Männer reibt, so hat die „halbe“ Entwicklung der Männer für die Frauen erst recht fatale Folgen. Da kann der Befund schon nicht mehr überraschen, daß sich nur ein Drittel der Männer zu einer positiven Sichtweise der Frauenemanzipation durchringen konnte.

Aber warum müssen die Frauen nun schon so lange auf den Spätentwickler warten? Männerforscher und Therapeuten, gutwillige und ungeduldige Frauen haben dem neuen Mann den Aufbruch doch wahrlich schmackhaft zu machen versucht, wovon auch die in

Deutschland durchaus vorhandene „Männerliteratur“ reichlich Zeugnis gibt: Den „Wilden“ gab es da in sich zu entdecken, der „König“ und „Krieger“ wollte in der Seele des selbstgeknechteten, durch die eigenen Rollenklischees versklavten Mannes auferweckt werden, Anima sollte die männliche Seele zum Frühling der Gefühle leiten, der verlorene Vater wollte wiedergefunden, Ödipus erlöst werden.

Verständlich, daß Zulehner/Volz sich mit Erklärungsversuchen für die halbierte Entwicklung zurückhalten: Sollten auch die neuen Männer schlicht entwicklungsunwillig sein, aus schnöder Bequemlichkeit etwa die andere Hälfte des Weges verweigern? Oder gibt es womöglich die „inneren Grenzen und Hemmnisse“, wie der Pastoraltheologe und der Werteforscher dann doch noch dunkel andeuten? Bevor allzusehnlich jedoch die Natur, genetische oder biologische Determination, irgendgeartete anthropologische Grunddaten bemüht werden, sollten zuerst die verbleibenden 59 Prozent, also die weder neuen noch traditionellen Männer in den Blick oder besser gleich in die Verantwortung genommen werden.

Zu etwa gleichen Teilen unterscheidet die Studie bei diesen „Pragmatiker“ und „Verunsicherte“. Während letztere gar nicht mehr zu wissen scheinen, wo sie mit ihrem Mannsein hinsollen in der doch ohnehin schon so komplexen Welt, sie scheinbar umsonst nach Vorbildern und Rollenangeboten suchen und vom Aufbruch und den Erwartungen der Frauen völlig verunsichert sind, scheinen die – reichlich euphemistisch – als „Pragmatiker“ bezeichneten, ziemlich genau zu wissen, was sie wollen und besonders was für sie gut ist: das jeweils Angenehme, das beide Rollen, die des neuen und die des traditionellen Mannes, zu bieten haben.

Wer wollte es ihnen auch verdenken! Die Abschaffung von Privilegien suchen nie die, die darüber reichlich verfügen. Das „Machen sie Platz mein Herr“, wie der wohl prominenteste

deutsche Männerforscher, *Walter Hollstein*, programmatisch einen seiner Bestseller benannt hat, wird bei dieser Männergruppe wohl am hartnäckigsten überhört. Gerade dieser „Halbentwickelten“ wegen wird es wohl auf dem Weg zu einem wirklich partnerschaftlichen Verhältnis zwischen Mann und Frau in absehbarer Zukunft nach wie vor jene häßlichen, von keinem und keiner so richtig geliebte, Krücken wie Frauenquoten und -förderungsgesetze brauchen.

A. F.

Parabel

Peter Weirs Film „Die Truman Show“ ist nicht nur beißende Medienkritik

Das Leben als Theaterstück oder Teil eines Drehbuchs, die Welt als Bühne: Allerspätestens seit *Calderóns* „Das große Welttheater“ aus dem siebzehnten Jahrhundert beunruhigt die Vorstellung, die menschliche Existenz zwischen Hoffen und Bangen, Alltag und Lebenswenden könnte nichts als ein Spiel sein – von einem göttlichen Regisseur und Strippenzieher bis ins letzte Detail geplant und vorherbestimmt.

Mit dem ihm eigenen Perfektionismus hat Hollywood diese Angst aufgegriffen und sich zu einem brillant inszenierten Film inspirieren lassen. Truman Burbank ist, ohne es zu ahnen, der Hauptdarsteller einer Seifenoper, die seit seiner Geburt Tag für Tag 24 Stunden lang weltweit über die Bildschirme flimmert, begafft von Milliarden, finanziert durch Product-Placement und Merchandising – eben „Die Truman Show“, die *Peter Weirs* Film auch den Titel gegeben hat.

In Trumans spießbürgerlicher Normalität ist gerade nichts normal. Das vermeintliche Himmelsgewölbe ist nur eine Kuppel über dem Studiogelände,

auf der die Beleuchtercrew wie in einem Planetarium Sonnenaufgang, Mondphasen und den Lauf der Gestirne vorgaukelt, das offene Meer, an dem Trumans neo-viktorianische Heimatstadt Seahaven liegt, lediglich ein – zugegeben großes – Bassin.

True-man, nomen est omen, ist in seinem Leben der einzige Amateur. Alle anderen, seine Mutter, sein bester Freund und selbst seine Frau, sind gutbezahlte Schauspieler; er selbst von der Produktionsfirma für die Sendung adoptiert. Dreißig Jahre lang hat Truman nicht bemerkt, wie ihn und seinen Tagesablauf mehrere tausend Kameras beschatten, bis auf einmal ein Scheinwerfer vom Firmament des Studios herabstürzt und ihm vor die Füße fällt. Und dann beginnt Seahavens Radiostation statt klassischer Musik Regieanweisungen für die Komparsen zu senden. Erst jetzt geht dem Sunnyboy, hervorragend vom amerikanischen Komiker *Jim Carrey* gemimt, langsam ein Licht auf: und der seit der Antike tausendfach in Szene gesetzte Konflikt zwischen der Freiheit des Menschen und den Rollen, die er spielt und spielen muß, beginnt die Fortsetzung der Produktion in Seahaven zu gefährden.

Truman versucht, das propere Städtchen mit seiner Scheinidylle zu verlassen, um sich aus den Fallstricken der Simulation zu befreien, unterschätzt aber die Hartnäckigkeit des Spielleiters, der die ganze Crew in Bewegung setzt, um das zu verhindern: Wie der Lenker des Weltgeschehens thront der Schöpfer der Soap-Opera über dem Set und gibt seine Anweisungen. Einen Moment scheint es sogar, als wolle der Regisseur *Christof* (*Ed Harris*) seinen Schützling lieber den Fluten opfern, als sich von ihm besiegen zu lassen. Die Macht über die Geschichte wird ihm in beiden Fällen aus den Händen gleiten.

Mit der Inszenierung dieses komödiantisch dargebotenen Alptraums, zu dem Truman erst im Laufe des Films erwacht, karikiert sich die Traumfabrik Hollywood selbst. Lange schon gilt Peter Weir

als einer, der die Möglichkeiten der Kinoindustrie nutzt, um Filme zu produzieren, die mit ihren Themen aus dem Rahmen fallen und sich nicht ohne weiteres einem Genre zuordnen lassen: „Der einzige Zeuge“, „Fearless – Jenseits der Angst“, „Der Club der toten Dichter“. Doch den Filmemacher ärgert es, wenn sein Opus auf einen Beitrag zur Medienkritik reduziert wird. Tatsächlich bietet der Film, der nie in die Gefahr gerät, vordergründig zu moralisieren, mehr. So wird drastisch vor Augen geführt, daß bei genügend großem Aufwand – zumindest eine Weile lang – Freiheit suggeriert werden kann. Im Film geht es damit wesentlich um die Frage nach Selbstbestimmung und das Problem des freien Willens im Zusammenspiel mit den – in diesem Fall: konstruierten – Zufällen des Lebens. Weir selbst sagt in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“, daß es ihm um „die Suche nach Freiheit und Wahrheit“ gehe (12. 11. 98).

Bewußt zeitlos gehalten, ist der Film, der heute schon als einer der aussichtsreichsten Kandidaten für die Oscar-Verleihung im Frühjahr gehandelt wird, eine unaufdringliche Parabel über die Befindlichkeit am Ende dieses Jahrtausends.

Die Flucht über die Wasser des Studios, vor denen Truman zuvor panische Angst hatte, weil sein Vater in ihnen drehbuchgemäß ertrunken ist, wird für Truman keine Fahrt über den Styx, sondern ist Aufbruch und Ausbruch ins wahre Leben. Am Ende des Films hat Truman den Ozean wie auch seinen Schöpfer bezwungen und ist an die Begrenzung des Wasserbeckens gestoßen. Die Kunstwelt bekommt einen Riß. Dann ist da eine Treppe, eine Tür und ein Schild „Exit“. Zwar versucht ihn Regisseur *Christof* via Himmelsstimme noch davon zu überzeugen, daß er in der besten aller Welten wohne. Truman aber wählt den Weg ins Offene. Weirs Satire selbst bleibt bis zuletzt ironisch: Die letzte Einstellung zeigt zwei TV-Konsumenten, die nur die Frage beschäftigt, was wohl die anderen Programme gerade zu bieten haben. S. O.